

Die Dachprinzessin.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Da man schließlich annahm, daß Frantitschek versucht haben würde, sich über die Galerie zu retten, und dabei mit dieser über den Felsen hinab in den Strom gestürzt sei, so suchte man in dieser Richtung. Aber erst drei Tage später fand man mehr als eine Meile stromabwärts seinen fürchterlich entstellten Körper. Er war an einem Wehr hängen geblieben.

Fürst Wenzel ließ ihn nach Schloß Karlstein bringen und in der Familiengruft beisetzen.

An einen Wiederaufbau der Schattenburg dachte kein Mensch. Die Schatten waren daraus auf so gräßliche Weise vertrieben worden — weder Frau Magda noch sonst jemand hatte Neigung, fernerhin eine Stätte zu bewohnen, die durch eine so tragische und erschütternde Katastrophe zerstört worden war. Noch heute ragen die beiden Türme und die rauchgeschwärzten Umfassungsmauern der einstigen Schattenburg als wehmütige Ruinen auf ihrer einsamen Höhe über der Salzach in die Lüfte, dem Kundigen ein Denkmal überirdischer Schicksalsmächte, dem Unkundigen eine hübsche Ruine, eine stimmungsvolle landschaftliche Dekoration.

21.

Urlaub! Welch schönes Wort, welcher Zauberklang für alle Fronsklaven der Kultur in unseren Großstädten. Wenn die Hitze und der Staub des Sommers gar zu erdrückend in den dunstigen, vom rastlosen Verkehr widerhallenden Straßen wird, wenn die Energie auch des Stärksten und Unermüdlichsten flügellahm daniederliegt, dann steigen die smaragdgrünen Bergseen der Alpentäler, die Gebirgszüge mit ihrem hellen Firn, mit der freien frischen Luft, die Gestade des weiten, schönen Meeres, kurz die reine unverfälschte Natur wie eine Fata Morgana in der Phantasie des Großstädters empor. Hinaus! ruft er begeistert, dahin, wo die Brust frei und leicht atmet, wo kühle Ruhe winkt und Erfrischung der ermatteten Nerven, wo Schlaf noch Schlaf ist und Luft Luft. Und wenn man dann mit dem Urlaub sogar seine Hochzeitsreise verbinden kann, wie das bei Herrn v. Wellhofen der Fall war, so ist natürlich das Glück vollkommen.

Zwei Jahre waren seit dem Brand der Schattenburg vergangen. Immer mehr verblaßten die Erinnerungen daran, durch neue Ereignisse verdrängt, in den Sinnen der Menschen. Joseph v. Wellhofen, der inzwischen zum Oberleutnant befördert worden war, sah nachdenklich zum Fenster hinaus, während der Schnellzug ihn und seine junge Frau pfeilgeschwind nach dem Süden trug.

Zwei Jahre! Im Anfang war es sowohl ihm wie Florence eine Unmöglichkeit erschienen, ihre Verbindung, der ja mit dem Tode des Prinzen Frantitschek eigentlich keine besonderen Hindernisse mehr entgegenstanden, noch so lange hinauszuschieben. Aber Hindernisse waren trotzdem gekommen, eins nach dem anderen. Im Anfang war es die Auseinandersetzung der Frau Magda Tschirski und ihrer Tochter mit der fürstlich Karlsteinschen Familie, die jedenfalls vor einer neuen Verbindung Florences erfolgen mußte. Sie geschah dann auch sehr prompt und sehr korrekt. Man mochte wohl beiderseits das Gefühl haben, daß alle Ursache gegeben sei, diese Auseinandersetzung so glatt wie möglich vorzunehmen, und so war sie auch rasch und zu allseitiger Befriedigung erfolgt. Frau Magda erhielt lebenslang eine angemessene jährliche Rente, Florence eine größere Summe in bar, wogegen die Herrschaft der Schattenburg wieder zum Karlsteinschen Majorat geschlagen wurde. Sowohl Frau Magda wie ihre Tochter hätten vielleicht noch bessere Abmachungen erzielen können, aber sie hatten selbst nicht mehr beansprucht, und ihre Ansprüche waren ohne den geringsten Zwischenfall zugestanden worden.

Pierre Marie René Ernest Waldeck-Rousseau †. (S. 292)

Dagegen war Florence fast unmittelbar nach dem Tode Frantitscheks aus dem fürstlich Karlsteinschen Palais ausgezogen — schon der Fürstin Gisa wegen. Sie ließ sich mit ihrer Mutter in einer kleinen Villa in Baden bei Wien nieder.

Aber das Entgegenkommen des Fürsten Wenzel bedingte doch auch eine gewisse Rücksicht, kurz, so rasch wie Herr v. Wellhofen und Florence meinten, ging es mit dem Heiraten nicht.

Dann wieder waren es dienstliche Verhältnisse, die einen weiteren Aufschub verursachten. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf Herrn v. Wellhofen ein Versetzungsbefehl nach Bosnien. In einem elenden Grenzkommando an der serbischen Grenze „amüsierte“ sich Herr v. Wellhofen mit serbischen Hammeldieben ein ganzes halbes Jahr. Erst nach Ablauf dieser Zeit wurde die Bahn frei und die Hochzeit gefeiert. Nun endlich wurde Florence, die frühere „Dachprinzessin“ und spätere Prinzessin Karlstein, Frau Oberleutnant.

Sie war hübscher wie je. Das Glück lachte ihr aus den Zügen. Jetzt endlich hatte sie die richtige Stellung im Leben gefunden. „Nicht ganz unten, aber auch nicht ganz oben, sondern hübsch in der Mitte, wo die Mehrzahl läuft, da geht sich's gut, da wohnt das Glück“ — das war fortan ihr Glaubensbekenntnis. —

Es war in den Abendstunden, als Wellhofen mit seiner jungen Gemahlin den Burgberg zu den Ruinen der Schattenburg emporstieg, und je näher sie kamen, um so in sich gekehrter und nachdenklicher wurde Florence. Sie hatte die Schattenburg nicht wieder gesehen, seit sie damals mit Frantitschek nach Wien gereist war, und nun kam sie zurück zu öden, verlassenen Ruinen. Auch an dem kleinen Mar-

terl, wo sie einst in gefahrvoller, stürmischer Nacht mit Reb Machel zusammengetroffen war, kamen sie vorüber — sie wurde immer stiller, immer wehmütiger in ihrem Glück. Sie sagte kein Wort mehr, ihr Geplauder verstummte, Wellhofen erfuhr nie, in wie großer Gefahr sein Glück und das ihre in jener Nacht geschwebt hatte.

Wenige Minuten später blieb sie plötzlich stehen, und ihr Gesicht wurde bleich und tiefernst. An einer Felszacke, die unzugänglich und steil aus dem Abgrund heraufragte, hing noch immer der Schleierfetzen, den ihr in jener Nacht der Sturm entrissen hatte. Sie erschauerte. Was sind doch die Menschen für dünkelhafte, stolze Geschöpfe, wenn sie sich brüsten: „Jeder ist seines Glückes Schmied." Woher kämen dann die vielen Unglücklichen in der Welt? fragte sie sich, und warum konnte Frantitschek wie so viele andere es nicht schmieden? Nein! Dazu braucht es noch einen Höheren, vor dem sich die stolzen Menschen still und demütig neigen sollen, die ergeben tragen müssen, was er sendet.

„Ich habe es ja gleich gesagt," ereiferte sich Wellhofen, bestürzt über den plötzlichen Ernst seiner jungen Frau, „die alten traurigen Ruinen sind kein Ziel für eine Hochzeitsreise, aber du wolltest es ja nicht anders haben! Ich begreife nicht, was ein junges Ehepaar auf der Hochzeitsreise in den Ruinen der gespenstischen Schattenburg zu suchen haben soll."

„Sei still, Joseph," antwortete Florence leise, „du weißt nicht, wie laut und eindringlich diese Ruinen sprechen."

„Auch noch, nun auch das noch!" brummte Wellhofen.

Sie stiegen vollends hinauf, wanderten durch die öden Mauern, ein trübseliger, trauriger Gang, eine wahre Bußfahrt für Sünden der Hoffart und Eitelkeit. Was alles erzählten diese Ruinen? Welche Verirrungen der Menschen, welche Habsucht, Intrigen, wie viel Unglück und Elend hatten diese Mauern gesehen!

An der Stelle, an welcher Frantitschek verunglückt war, hatte jemand mit weißer Farbe ein großes Kreuz auf den schwarzen Felsen gemalt — auch eine Art Marterl, ein Erinnerungszeichen, wie sie nun einmal in der Bevölkerung Sitte sind.

Florence setzte sich träumerisch sinnend auf einen Stein. Die Abendschatten stiegen herauf aus den Tälern, eine weihevolle, erhabene Ruhe herrschte in den einsamen Ruinen, so recht zu innerer Einkehr mahnend. Wie grausam hatte doch eigentlich das Schicksal mit ihr gespielt, und wie glücklich war sie doch schließlich geworden! Sie dachte an heute morgen, als ihr Freunde und Bekannte aus nah und fern ihre Glückwünsche überbracht oder übersandt hatten. Reb Machel hatte einen Kranz gespendet und dazu einen langen, köstlichen Brief an sein „Flörchen" geschrieben, sogar die Sosnas, Ladislaus und Jaroslaw aus Slowenien, auch Fürstin Gisa und ihr Gemahl waren unter den Gratulanten gewesen. Auch tief aus Ungarn, von Verwandten ihres Vaters, von denen sie kaum wußte, daß sie existierten, kamen Briefe und Geschenke.

Und plötzlich dröhnten durch die einsame Ruhe und Erhabenheit der Bergwelt laute Böllerschüsse, die an den Felswänden ein rollendes Echo erweckten, rings in den Ortschaften der Täler läuteten feierlich die Glocken. Es war der 18. August, und die Leute in den Ortschaften der Täler feierten den Geburtstag ihres Kaisers. Der freundlich helle Ton einer Trompete klang von fernher durch die Luft, und wie ein Gebet, so recht aus dem Herzen des Volkes, das lauschend an den Ufern der Salzach stand, ertönte die fromme, getragene Weise:

„Gott erhalte Franz, den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!"

Wellhofen stand sofort auf. Er war Patriot vom Scheitel bis zur Sohle, und die einfache, herzlich-fromme Art der ländlichen Feier ergriff ihn so, daß ihm die Tränen in die Augen traten. Kaum hatte der Bläser geendet, so sendete er ein kräftiges, weithin schallendes Hurra! nach dem Tale hinunter.

Aber auch von unten herauf ertönte lautes Beifallklatschen und Hurrarufen, wobei sich der neue Förster mit seiner jungen Frau am meisten hervortat — auch ein Echo, das aber nicht von den starren Felswänden, sondern aus dem fröhlichen, dankbaren Herzen des Volkes kam, das für seinen Kaiser, auch fern von ihm, in einsamen Alpentälern, die besten Wünsche, die reinste Liebe hatte. Das war keine offizielle Hurraschreierei, sondern das war der erste und nachhaltigste Kulturfaktor im Leben des Kaiserstaates — die Macht, die alle Völkerstämme der Monarchie mit gleicher Kraft umfaßt — die Liebe des Volkes zu seinem Kaiser!

Ende.



Die Eröffnung der Stubaitalbahn: Empfang des Erzherzogs Eugen auf dem Bahnhof in Fulpmes. (S. 292)
Nach einer Photographie von Wilh. Müller in Bozen.

Der Fall Beauchamp.

Erzählung nach Tatsachen von **L. Brenkendorf.**

1. (Nachdruck verboten.)

Aus dem Portal des Stadthauses zu Frankfort, der Hauptstadt des nordamerikanischen Unionstaates Kentucky, traten an einem sehr dunklen, mondlosen Herbstabend des Jahres 1825 zwei elegant gekleidete Herren in eifriger, und wie es schien, heiterer Unterhaltung. Ihr Gespräch drehte sich um die gestern stattgehabten Wahlen für die gesetzgebende Körperschaft, und sie hatten wohl Ursache, guter Laune zu sein, denn sie zählten beide zu den angesehensten Führern der bei diesen Wahlen siegreich gebliebenen demokratischen Partei. Der eine von ihnen war Doktor Sherman, ein beliebter und vielbeschäftigter Arzt, der andere aber, der seinen Begleiter fast um Hauptеslänge überragte, war der Generalanwalt und Oberst Henry Sharp, ein Herr von fünfunddreißig Jahren, der in dem Rufe stand, nicht nur der glänzendste Redner und geschickteste Politiker, sondern auch der schönste Mann und gefährlichste Frauenheld des Staates zu sein.

Lachend und schwatzend schlenderten sie Arm in Arm durch einige der schlecht beleuchteten und beinahe schon ganz menschenleeren Straßen, bis sie an einer Kreuzung, wo sich ihre Wege schieden, einander zum Gutenachtgruß die Hände schüttelten. Das Haus des Obersten lag nur um etwa hundert Schritte von dieser Stelle entfernt, er ging gemächlich darauf zu, mit seinem Spazierstöckchen in der Luft herumfuchtelnd und eine lustige Melodie vor sich hin summend. Schon hatte er den Fuß auf die erste Stufe der zur Haustür emporführenden Treppe gesetzt, als unmittelbar neben ihm wie aus der Erde gewachsen die Gestalt eines Mannes auftauchte, der sich bis dahin versteckt gehalten haben mußte. Er war von außergewöhnlicher Größe, aber in einen sehr schlechten und zerlumpten Anzug gekleidet.

Hastig wandte der Generalanwalt sich nach ihm um. Er sah in ein kohlschwarzes Gesicht, aus dem zwei glühende, haßerfüllte Augen ihm drohend entgegenfunkelten. Bestürzt wollte er zurückweichen, aber der andere ließ ihm dazu ebensowenig Zeit wie zu einem Hilferuf. Blitzschnell hatte er den Obersten mit der linken Hand an der Kehle gepackt, so daß der Überfallene weder zu atmen noch zu schreien vermochte.

Dann, indem er ihm sein schwarzes Antlitz ganz nahe brachte, raunte er ihm zu: „Die Stunde der Vergeltung ist da — du mußt sterben! Das ist für Lucy Cook — und das — und das!"

Dreimal hatte er bei diesen Worten mit der freien rechten Hand dem unglücklichen

Oberst ein Dolchmesser in die Brust gestoßen. Nun gab er ihn frei. Der Verwundete wandte sich mit dem Aufschrei: „Zu Hilfe — ich werde ermordet!“ zur Flucht, aber schon nach dem ersten Schritte strauchelte er und stürzte zu Boden, wo er mit dem Gesicht nach unten unbeweglich liegen blieb.

Auch der Mörder stand regungslos, die blinkende Waffe in der Hand und den Blick starr auf sein Opfer gerichtet.

Der einzige Hilfeschrei des Obersten war aber nicht ungehört verhallt. An den offenen Fenstern eines gegenüberliegenden Hauses erschienen menschliche Gestalten, und erregte Stimmen fragten in wirrem Durcheinander, was es gäbe. Vielleicht konnten diese Leute in der Dunkelheit den hingestreckten Körper des Generalanwalts nicht wahrnehmen; sie alle aber sahen den riesenhaft gebauten Schwarzen mit dem breitrandigen, zerrissenen Strohhute, wie ihn nur die Neger zu tragen pflegten. Und auch der kleine, wohlbeleibte Herr, der beinahe atemlos die Straße heraufgerannt kam, sah ihn noch so deutlich, als die schlechte Beleuchtung es gestattete. Denn erst, als er sich ihm bis auf fünfzehn oder zwanzig Schritte genähert hatte, wandte der Mörder sich zur Flucht.

Doktor Sherman — denn er war es, den der Todesschrei seines Freundes veranlaßt hatte, umzukehren — dachte natürlich nicht daran, den Enteilenden zu verfolgen. Sein erster Gedanke war begreiflicherweise die Sorge um den Freund, an dem hier ein Verbrechen verübt worden war, und während er sich mit dem Verwundeten beschäftigte, hatte der andere Zeit genug, zu entkommen. Zwar liefen ihm auch aus der Richtung her, der er zustrebte, mehrere Personen entgegen, die durch das Geschrei herbeigelockt waren, und eine von ihnen machte sogar den Versuch, sich dem Flüchtling in den Weg zu stellen. Der aber schleuderte ihn zur Seite und war wenige Augenblicke später in einer schmalen, finsteren Gasse verschwunden.

Ein paar beherzte Männer machten sich daran, ihn zu verfolgen. Bald genug mußten sie indes dies Beginnen als ein völlig aussichtsloses wieder aufgeben, denn der Verbrecher hatte ohne Zweifel an dem hügeligen, dicht bewaldeten Ufer des Kentuckyflusses bereits eine sichere Zuflucht gefunden, wo man ihn jetzt in der Dunkelheit unmöglich hätte aufspüren können.

Sobald Doktor Sherman das Haupt des Obersten aufgehoben hatte, um ihm ins Gesicht zu sehen, hatte er erkannt, daß er nur noch einen Sterbenden vor sich habe, dem keine ärztliche Kunst mehr zu helfen vermochte. Er hatte eine Frage nach dem Hergang des Ereignisses an ihn gerichtet in der Hoffnung, vielleicht den Namen des Mörders zu erfahren, und Sharp hatte wirklich die Lippen bewegt, wie wenn er versuchen wollte, ihm zu antworten. Aber er hatte nicht mehr Kraft genug gehabt, einen vernehmlichen Laut hervorzubringen, und in dem nämlichen Moment, wo sein schönes, junges, ihm erst vor wenigen Monaten angetrautes Weib in furchtbarer Aufregung aus dem Hause stürzte, hauchte er seinen letzten Atem aus.



General Nodzu. (S. 292)

Tief erschüttert umstanden die immer zahlreicher werdenden Zuschauer den Schauplatz des grauenhaften Ereignisses. Alle hatten den Ermordeten gekannt, und wenn auch mancher von ihnen sein politischer Gegner gewesen war, so hatten doch die gewinnende äußere Erscheinung Sharps und die bestechende Liebenswürdigkeit seines Wesens bei niemand wirklichen Haß gegen ihn aufkommen lassen. Man glaubte, daß er als ein Märtyrer seiner politischen Überzeugung gefallen sei, und manche grimmige Äußerung, welche die Gegenpartei unumwunden der Urheberschaft an diesem Morde beschuldigte, wurde in der Menge vernehmlich.

Ganz fassungslos war die junge Frau, die den Toten mit beiden Armen umklammert hielt, um wieder und wieder in herzzerreißenden Tönen seinen Namen zu rufen. Das Übermaß des Schrecklichen, das da so jäh über sie hereingebrochen war, schien den Verstand des armen Weibes verwirrt zu haben.

Da neigte sich einer der Umstehenden, ein kleiner, etwas verwachsener Mann mit harten, finsteren Gesichtszügen, zu ihr herab und legte seine Hand auf ihre Schulter. „Seien Sie tapfer, Mary, und gehen Sie jetzt ins Haus. Ihre Verzweiflung kann meinen Bruder nicht ins Leben zurückrufen, und er soll nicht länger als ein Gegenstand müßiger Neugier hier auf der Straße liegen.“

Sie hatte bei dem Klange seiner Stimme den Kopf erhoben und ihm ihr verstörtes, tränenüberströmtes Gesicht zugewendet. „Auch Sie sagen, daß er tot ist?“ rief sie. „Aber es ist unmöglich — es kann nicht sein — ich will es nicht glauben!“

„Ja, er ist tot, Mary, wir müssen uns in das Unabänderliche fügen. Aber ich werde ihn rächen, denn ich kenne seinen Mörder. Stehen Sie auf, Mary, und nehmen Sie meinen Arm. Ich habe keine Zeit zu verlieren.“

Er hatte das alles in befehlendem, beinahe hartem Tone gesprochen, und sie fügte sich ohne Widerstand seinem Gebot. Er führte sie die kleine Treppe empor, und hinter ihnen trug man die Leiche des Ermordeten ins Haus.

2.

Dreimal hatte Bill Shepherd, der Wirt des Gasthofes Metropolitan-House zu Frankfort, an die Tür des Fremdenzimmers pochen müssen, ehe von drinnen eine verschlafen klingende Antwort erfolgte. Der Gast, welcher den dunkelbärtigen Kopf aus dem Kissen erhob, war ersichtlich im schönsten Morgenschlummer gestört worden, und die an den Wirt gerichtete Frage nach seinem Begehr



Alsfeld nach dem Brande. (S. 292)
Nach einer Photographie von L. Schallers Verlag in Stuttgart.

hatte einen ebenso verwunderten als unwirschen Ton.

„Entschuldigen Sie," lautete die Erwiderung, „aber ich tue nur meine Pflicht. Man verlangt von mir zu wissen, wer Sie sind, woher Sie kommen und weshalb Sie sich hier aufhalten."

„Ei, zum Henker, seit wann ist es in Kentucky Brauch geworden, die Leute mit solchen Fragen zu behelligen? Wer ist es denn, der über alle diese Dinge Auskunft von Ihnen verlangt?"

„Der Scheriff, der einen seiner Konstabler geschickt hat, sich danach zu erkundigen."

„Ist sehr neugierig, euer Scheriff, das muß wahr sein; aber ich habe keine Ursache, aus meinem Namen ein Geheimnis zu machen. Ich heiße Hektor Beauchamp, wohne in Simpson County und halte mich hier auf wegen eines Prozesses, den man vor dem Gericht zu Frankfort gegen mich anhängig gemacht hat. Ist das nun genug?"

„Ich denke, Sir."

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Der zu Paris verstorbene bedeutende französische Jurist und Staatsmann **Pierre Marie René Ernest Waldeck-Rousseau** wurde am 2. Dezember 1848 geboren, studierte die Rechte, erlangte 1881 einen Sitz in der Kammer und wurde noch im selben Jahre zum Minister des Innern ernannt. Seitdem stand er im öffentlichen Leben mit an erster Stelle und war 1895 sogar einer der Kandidaten für die Präsidentschaft der Republik. Von 1899 bis 1902 führte er als Premierminister mit großem Geschick den Kampf gegen die nationalistische Reaktion; die Wichtigkeit der sozialen Frage hatte er, wie keiner seiner Vorgänger, erfaßt. — Die **Eröffnung** der elektrischen **Stubaitalbahn**, die Innsbruck und Fulpmes verbindet, hat bei schönstem Wetter stattgefunden. Drei Wagen brachten den **Erzherzog Eugen**, die Staats- und Landeswürdenträger und die Festgäste in das schöne Stubaital hinauf. Auf dem **Bahnhofe in Fulpmes** war die Standschützenkompanie und die Musikbande aufgestellt. Neben ihnen warteten die in der Tracht des Tales gekleideten Schulkinder unter Leitung ihres Lehrers. Der Direktor der Stubaitalbahn hieß den Erzherzog willkommen. Den Beschluß der Eröffnungsfeier machte ein Festzug nach Medratz und ein Festschießen daselbst. — **General Nodzu**, der Führer der III. japanischen Armee, die nach ihrem Ausschiffungsplatze an der Koreabucht gewöhnlich die Takuschanarmee genannt wird, ist ein Mann von vielseitiger Bildung und trotz seines hohen Alters — er zählt nahezu siebzig Jahre — noch äußerst geistesfrisch, körperlich rüstig, beweglich und tatkräftig. Er verstand es, trotz der größten Schwierigkeiten des Geländes, sein Heer über die Gebirge gegen Tatschichiao vorzuschieben und sich mit der von Süden heraufziehenden Armee des Generals Oku zu vereinigen, worauf beide in heftigen Kämpfen den rechten Flügel Kuropatkins zum Rückzug nach Liaojang zwangen. — Ein furchtbarer Brand, wie er in solcher Ausdehnung schon seit hundert Jahren im Württemberger Lande nicht mehr vorgekommen ist, hat das stattliche Pfarrdorf **Ilsfeld** fast völlig eingeäschert. Nicht weniger als 310 Gebäude, darunter die Kirche, das Rathaus, das Pfarrhaus und das alte Schulhaus, fielen den gefräßigen Flammen zum Opfer; die **Brandstätte** bedeckt einen Flächenraum von über einen halben Kilometer Länge und Breite. Der Schaden beträgt über 1 Million Mark. Trostlos ist der Anblick der ungeheuren Trümmerstätte, aus der die kahlen Mauern der ausgebrannten Bartholomäuskirche gespensterhaft emporragen.



Photographieverlag der Photographischen Union in München.

In der Trotzecke. Nach einem Gemälde von H. Kaulbach.

In der Trotzecke.

(Mit Bild.)

Der herzige Junge auf H. Kaulbachs Bilde „In der Trotzecke" ist sicherlich unartig gewesen; statt aber die ihm zudiktierte Strafe reuevoll auf sich zu nehmen, hat er sich in seine Trotzecke zurückgezogen mitsamt dem Spielzeug, das er krampfhaft in den Händen hält. Ohne eine Träne zu vergießen, trutzt er mit dem Schicksal, das von den Menschen verlangt, gerade das nicht zu tun, was ihnen am meisten Spaß macht. Und hinterher auch noch Strafe erdulden! Es ist schrecklich, alles empört sich in ihm gegen eine solche Weltordnung, und die Stimmung seines Innern rechtfertigt völlig den tragischen Ausdruck auf Hänschens rundem Gesicht.

Der Kampf auf der Langen Brücke in Braunschweig.

(Mit Bild auf Seite 293.)

Als Kaiser Heinrich VI. 1198 starb, und der Hohenstaufe Philipp von Schwaben zum deutschen König gewählt wurde, stellte die welfische Partei Otto von Braunschweig als Gegenkönig auf, worauf der Kampf zwischen beiden entbrannte. Um Johanni des Jahres 1200, als Otto abwesend war, und sein Bruder Heinrich das Stift Hildesheim belagerte, wurde diesem die Nachricht gebracht, daß König Philipp mit einem Heere auf Braunschweig heranziehe. Sofort brach Heinrich die Belagerung ab und eilte herbei, um Braunschweig zu retten. Er kam noch rechtzeitig an. Kurz darauf nahte König Philipp und schritt alsbald zum Sturm auf die Stadt. Mit der Hauptmacht griff der König selbst auf der Westseite an, und während dort der Kampf bereits tobte, begann plötzlich eine andere



Abteilung von Südosten her den Angriff. Auf der Langen Brücke kam es zu dem erbitterten Kampf Mann gegen Mann, den das Bild des Malers E. v. Eschwege darstellt. Der Angriff wurde abgeschlagen.

Seiner Durchlaucht Steckenpferd.

Geschichtliche Erzählung von **Val. Fern.**

1. (Nachdruck verboten.)

Zu Markneukirchen im sächsischen Voigtlande wurden schon in alter Zeit musikalische Instrumente aller Art, sowohl zum Streichen wie zum Blasen, ganz vortrefflich fabriziert. Einer der geschicktesten Geigenbauer des Ortes war im Jahre 1721 Meister Bernhard Wenzel. Außer Violinen verfertigte er auch Zithern, Gamben, Violoncellos und Kontrabässe. Er hatte einen dreiundzwanzigjährigen Sohn, namens Arnold, der sein bester Gehilfe war in der Werkstatt. Dieser stattliche junge Mann war selbst musikalisch; die mancherlei Saiteninstrumente, welche er und sein Vater verfertigten, verstand er auch vortrefflich zu spielen.

So gut ging das Geschäft, daß Arnold allgemach daran denken konnte, sich einen eigenen Hausstand zu gründen. Er verlobte sich mit Minna Hermes, der anmutigen Tochter eines Blasinstrumentenmachers, und der Tag der Vereinigung des Liebespaares wurde festgesetzt; da kamen plötzlich unvermutet verhängnisvolle Umstände dazwischen, welche alle Zukunftshoffnungen grausam zerstörten.

Arnold begab sich nämlich in geschäftlichen Angelegenheiten nach einer benachbarten Stadt. Dort gefiel unglücklicherweise seine stattliche Figur einigen Werbern seines Landesherrn, des prachtliebenden und verschwenderischen Kurfürsten August von Sachsen. Mit List und Tücke machten sie ihn trunken in einer Schenke und erklärten ihm nachher, daß er Handgeld angenommen habe und somit für den Dienst in der kurfürstlichen Armee regelrecht angeworben sei. Dem jungen Manne nützte kein Protestieren, er wurde nach Dresden gebracht und einem Garderegiment zugeteilt.

Groß war die Bestürzung, als die Kunde von dem Geschehenen nach Markneukirchen gelangte. Seine Braut weinte viele heiße Tränen deshalb; war ihr holder Liebestraum jetzt doch so schrecklich zerronnen, in weite, unsichere Ferne gerückt das Glück, auf das sie so sicher gehofft!

— — — — — — — — — —

Drei Monate waren seit jenem Vorfall verflossen. Da rollte eines Tages eine elegante Kutsche in das Städtchen Markneukirchen und hielt vor dem Gasthause „Zum Schwan“. Ein Herr, halb wie ein Kavalier, halb wie ein Landwirt aussehend, stieg aus. Der vor die Tür geeilte Wirt empfing ihn höflichst.

„Ich wünsche ein gutes Mittagsmahl für mich,“ sagte der Ankömmling, „und eine Flasche Rotwein vom besten. Ist Ihr Keller wohl versorgt?“

„O gewiß,“ versetzte der Wirt. „Euer Gnaden sollen zu Dero vollster Zufriedenheit bedient werden.“

„Ferner wünsche ich auch Essen für meinen Kutscher, nebst Bier, so viel er mag, jedoch nicht so viel, daß er betrunken wird. Verstanden?“

„Sehr wohl. Gedenken Euer Gnaden in meinem Hause zu übernachten?“

„Das nicht. Ich kann mich nur einige Stunden hier aufhalten. Habe ein besonderes Geschäft, nämlich eine Bestellung für einen Musikinstrumentenmacher. Können Sie mir einen solchen empfehlen?“

„Wünschen Euer Gnaden Saiten- oder Blasinstrumente zu bestellen?“

„Eine Baßgeige.“

„O, da empfehle ich Ihnen meinen Nachbar, den Meister Wenzel. Dessen Streichinstrumente sind weit und breit berühmt. Er wohnt im Hause nebenan.“

„Schön! Dann will ich gleich nachher zu ihm hingehen.“

Der Fremde setzte sich in das beste Gastzimmer und tat sich da gütlich an Speise und Trank. Nachdem er sich dann noch ein Stündchen ausgeruht, verließ er das Gasthaus und trat in das Nachbarhaus, in die Werkstatt des Geigenbauers ein.

„Ich bin der Baron v. Frantzius vom Domänengute Lübbenau in der Nähe von Merseburg,“ sagte er, „und brauche eine Baßgeige.“

Meister Wenzel verneigte sich ehrerbietig. „Ich habe gerade zwei fertige Baßgeigen hier stehen,“ sagte er geschäftsmäßig. „Belieben Euer Gnaden, sie sich anzusehen.“

„Solche Zwergdinger kann ich nicht brauchen,“ sprach achselzuckend der Baron, nachdem er flüchtig die beiden Baßgeigen gemustert hatte. „Übrigens scheinen sie mir recht solid und gut gearbeitet zu sein.“

„Zwergdinger?“ rief der Geigenbauer erstaunt. „Verzeihen Euer Gnaden, daß ich mir gestatte, zu widersprechen! Größere Kontrabässe kann man in keinem wohleingerichteten Orchester gebrauchen.“

„Ich weiß wohl, daß Sie das nicht vorrätig haben werden, was ich wünsche,“ erklärte der Besucher. „Ich will nämlich eine Riesenbaßgeige, so ein Ding von etwa sieben bis acht Ellen Höhe.“

„Aber, Euer Gnaden, wozu denn ein solch riesenmäßiges Instrument?“ rief höchlichst überrascht, ja fast bestürzt Meister Wenzel.

„Sie sehen mich mit so sonderbaren Blicken an,“ sagte lachend der Baron. „Haha! Glauben Sie vielleicht, daß ich nicht recht bei Sinnen bin?“

„O bewahre, Euer Gnaden! Doch ich gestehe, die Bestellung ist so eigentümlich, so wunderlich —“

„Ich will's Ihnen bald begreiflich machen, Meister. Die große Baßgeige ist als ein Geschenk für meinen allergnädigsten Herzog bestimmt.“

„Für den Herzog von Sachsen-Merseburg?“

„Jawohl. Sie kennen vielleicht dessen seltsame Liebhaberei für Baßgeigen.“

„Gewiß, darüber weiß ich Bescheid. In einem Saale seines Schlosses zu Merseburg hat er wohl reichlich siebzig Baßgeigen beieinander, darunter, wie mir bekannt ist, auch etliche von meiner Arbeit.“

„Nun, ihm also will ich eine Riesenbaßgeige, wie er noch keine hat, verehren.“

„Hm, könnte der durchlauchtigste hohe Herr die Darbringung eines solchen seltsamen Geschenks nicht vielleicht als eine Verspottung seiner Liebhaberei auffassen?“

„Das befürchte ich nicht. Ich kenne ihn und seine Schrullen gar zu genau. Übrigens muß selbstverständlich die Riesenbaßgeige in entsprechend tonverstärktem Maße ebensogut spielbar sein wie die gewöhnlichen.“

„Wohl, das ließe sich schon machen. Aber es ist allerdings etwas schwierig und würde ziemlich teuer werden.“

„Wie teuer?“

„Unter zweihundert bis zweihundertfünfzig Taler gewiß nicht.“

„Es soll mir sogar auf dreihundert Taler nicht ankommen, wenn Sie nur eine so schöne und gute Arbeit liefern, daß sie dem Herzog gefällt, und ich somit meinen Zweck erreiche.“

„Werde mich bestens bestreben. Der Bogen dazu muß in demselben Größenverhältnis und doch leicht sein, so daß man ihn ohne allzu große Anstrengung führen kann. Natürlich wird man, um auf einem solchen Riesenbaß überhaupt spielen zu können, einer kleinen Treppe bedürfen, denn sonst würde man nicht hinaufreichen können.“

„Das ist selbstverständlich. Bestimmen wir also die Höhe auf ungefähr fünfzehn Fuß, alles andere dazu im richtigen Verhältnis. Im voraus zahle ich Ihnen hundert Taler bar und den Rest bei der Ablieferung. Sie müssen mir die Riesenbaßgeige sorgfältig verpackt nach dem Herrenhause des Gutes Lübbenau bei Merseburg bringen. Die Fracht- und anderen Kosten trage ich auch. Bis wann kann die Lieferung geschehen?“

„Noch vor Ablauf von drei Monaten.“

„Gut!“

Der Baron zählte hundert Taler auf den Tisch und sagte dabei lächelnd: „Dreihundert Taler sind viel Geld für einen solchen, scheinbar höchst kuriosen Einfall; aber es wird wohl angelegt sein. Ich werfe, sozusagen, mit der Wurst nach der Speckseite. — Ja, wenn der Herzog nicht auch so sehr das starke Merseburger Bier liebte!“

„Das ist wirklich ein ganz vorzügliches Bier und weit und breit in den deutschen Landen beliebt,“ bemerkte der Geigenbauer.

„Gewiß, so ist's,“ bestätigte der Baron kopfnickend. „Der reiche Hofbierbrauer Wedekind in Merseburg steht deshalb bei Seiner Durchlaucht gar hoch in Gnaden. Nun hat Wedekind einen Schwiegersohn, namens Petri, einen tüchtigen jungen Landwirt, der auf das große Domänengut Lübbenau erpicht ist, dessen Pächter ich zur Zeit bin, das aber zum Herbst abermals auf zwölf Jahre zur Verpachtung ausgeschrieben werden soll. Ich zahle zehntausend Taler Jahrespacht, habe aber Grund zu befürchten, daß von Petri unter Bürgschaft seines Schwiegervaters mehr geboten werden wird. Dies herzogliche Domänengut wünsche ich nun möglichst für den bisherigen Preis in Pacht zu behalten, und um meinen Wunsch durchzusetzen, versuche ich dies Manöver mit der Riesenbaßgeige, hoffe auch zuversichtlich auf gutes Gelingen; denn gegen meine Idee kann Wedekind mit seinem allerbesten Doppelbier nicht an.“

Der Geigenbauer lachte und versprach, daß er allen möglichen Kunstfleiß aufbieten wolle, um für seinen Teil bestens dazu beizutragen, daß die Wünsche des Barons erfüllt werden möchten.

Die beiden unterhielten sich noch eine Weile recht gemütlich. Dann verließ Herr v. Frantzius die Werkstatt und kehrte nach dem Gasthause zurück. Zwei Stunden später fuhr er wieder aus dem Städtchen.

2.

Unverweilt machte Meister Bernhard Wenzel sich ans Werk und begann die Riesenbaßgeige zu bauen. Bei guter Zeit wurde er damit fertig, und das Ungetüm von Kontrabaß erregte begreiflicherweise viel Interesse und kopfschüttelnde Verwunderung bei allen seinen Berufsgenossen im Orte.

In einen großen Sack von starker Leinwand wurde die Riesenbaßgeige verpackt und auf den Planwagen des Fuhrmanns Konrad Dippold verladen, mit welchem Meister Wenzel die Fracht bedungen hatte. Eines Morgens machten die beiden sich auf die Reise. Der Geigenbauer saß vorne neben dem Fuhrmann.

Am Nachmittag des zweiten Reisetages vernahmen sie von Nordosten her fernen Kanonendonner.

„Was hat das wohl zu bedeuten?“ fragte Dippold, als sie einem Frachtfuhrmann begegneten.

„In der Gegend bei Grimma finden eben große militärische Manöver statt,“ lautete die Antwort.

Am folgenden Morgen sprengten einige Dragoner zum Wagen.

„Heda!“

„Was soll's?“

„Habt Ihr einen Deserteur gesehen? Er muß sich hier in der Gegend herumtreiben. Einen Gardisten?“

„Nein.“

Die Dragoner sprengten weiter.

Gleich darauf fuhr der Planwagen durch ein Wäldchen. Plötzlich sprang ein Mensch aus dem dichten Gebüsch hervor und schrie: „Vater — Vater! Du hier? Ha, wie vom Himmel zu meiner Rettung gesandt!“

„Allmächtiger Gott!“ rief bestürzt Meister Wenzel. „Arnold, du bist's! — Halt, Gevatter Konrad! — Arnold, bist du der Deserteur, den die Dragoner suchen?“

„Ja.“

„Spring auf den Wagen! So. Hurtig unters Plandach! Nun verkrieche dich unter den Bastmatten, welche die Unterlage dieser Riesenbaßgeige bilden.“

Das tat der junge Mann, der fürchterlich abgehetzt und elend aussah.

„Gevatter,“ sprach sein Vater, „gib wohl Achtung.“

„Will schon aufpassen,“ sagte der Fuhrmann.

Der Planwagen fuhr weiter.

Wenzel neigte sich zu seinem Sohne nieder und fragte: „Wie ist denn das eigentlich gekommen?“

„Ich wurde ungerechterweise beschimpft und arg mißhandelt von einem Offizier,“ versetzte Arnold. „Da übermannte mich der Zorn, und ich stach den Junker nieder.“

„Ist er tot?“

„Nein, nur verwundet. Aber ergreift man mich, so werde ich standrechtlich erschossen.“

„Wann geschah das?“

„Gestern abend. Es gelang mir, zu fliehen. Aber ich werde gehetzt wie ein wildes Tier.“

„Du warst mit bei dem Manöver?“

„Ja.“

„Und die ganze Nacht bist du so umhergeirrt?“

„Jawohl. Seit Tagesgrauen hielt ich mich in dem Gebüsch am Wege verborgen.“

„Du Ärmster bist wohl hungrig und durstig?“

„Sehr.“

Meister Wenzel hatte vorsorglich Käse, Brot, Schinken und einige Flaschen Bier in einem Körbchen bei sich. Arnold stärkte sich durch Speise und Trank.

„Für wen ist diese sonderbare große Baßgeige bestimmt?“ fragte er.

Sein Vater gab ihm darüber Auskunft und sagte dann tröstend: „Hoffe das Beste! Nach einer kleinen Stunde erreichen wir das Merseburger Gebiet.“

„Ach, da bin ich leider auch noch nicht sicher,“ meinte seufzend der junge Mann. „Auf Ansuchen würde man mich ausliefern. Könnte ich nur die verwünschte Uniform los werden und schnell einen anderen Anzug erlangen.“

„Vielleicht läßt sich Rat dazu schaffen, sobald wir auf dem Gute Lübbenau sind. Der Baron ist ein braver Herr; ich hoffe, er wird dir nützlich sein.“

„Gott gebe es!“

„Achtung!“ rief der Fuhrmann. „Dragoner!“

„Sind's dieselben?“ fragte Wenzel.

„Nein, andere.“

„Verstecke dich, Arnold!“

Dieser kam hurtig der Weisung nach und kroch so unter die Bastmatten, daß von ihm gar nichts mehr zu sehen war.

Ein Wachtmeister und vier Dragoner sprengten heran.

„Habt Ihr einen Deserteur gesehen, einen Gardisten?“

„Nein.“

„Was habt Ihr da im Planwagen?“

„Eine große Baßgeige.“

Der Wachtmeister kam ganz nahe heran und blickte scharf spähend in den Wagen.

„Das ist ja ein ganz sonderbares Ungetüm von Kontrabaß, das Ding da im Sacke. Wohin soll die?“

„Nach Merseburg.“

„Haha! Für den dicken, lustigen Baßgeigenherzog ist sie wohl bestimmt?“

„Ja.“

„Nun, gute Fahrt!“

„Danke!“

Die Dragoner entfernten sich.

Dann gelangten Konrad Dippold und seine Passagiere bald auf das Gebiet des Herzogs von Sachsen-Merseburg und erreichten eine Stunde später das schloßähnliche Herrenhaus des großen Domänenguts Lübbenau.

Der Baron v. Frantzius empfing den geschickten Geigenbauer sehr artig. Als die Riesenbaßgeige aus dem Sack genommen war, betrachtete er sie mit Zufriedenheit und Bewunderung.

„Nun kommt es nur darauf an, daß sie einen guten, reinen und starken Ton hat,“ bemerkte er. „Das müßte doch eigentlich erst probiert werden vor der Abnahme. Schade, daß ich niemand hier habe, der ein solches Instrument zu spielen versteht.“

„Ein Zufall fügt es ganz nach Ihrem Wunsche, Euer Gnaden,“ sprach Wenzel. „Ich habe einen sehr geschickten Kontrabassisten mitgebracht.“

„Wer ist's denn?“

„Mein Sohn Arnold.“

„Wo ist er?“

„Hier zwischen den Bastmatten im Wagen.“

Er schob die Matten auseinander. Neugierig trat der Baron näher.

„Alle Teufel!“ rief er staunend. „Das ist ja ein kursächsischer Gardist; vielleicht gar ein Deserteur?“

„So ist's wirklich, Euer Gnaden,“ versetzte der Geigenbauer und gab dann weitere Auskunft über den Sachverhalt, indem er den Baron um Rat, Schutz und Beistand bat.

„Das ist freilich eine bedenkliche Sache,“ sagte Herr v. Frantzius. „Doch will ich gerne mein möglichstes tun, dem jungen Manne in seiner Not nützlich zu sein, zu dem Zwecke ihm zunächst einen Zivilanzug aus meiner Garderobe geben.“

Später wurde in einem Saale des Herrenhauses die Riesenbaßgeige probiert. Arnold strich sie mit solcher Meisterschaft, daß der Baron entzückt ausrief: „Diesen geschickten Künstler nehme ich mit, wenn ich das Instrument dem Herzog bringe. Er muß darauf vor ihm spielen.“

Meister Wenzel erhielt die Restsumme ausbezahlt und wurde trefflich bewirtet von dem Domänenpächter, so auch der Fuhrmann Dippold. Die beiden übernachteten auf dem Gute und machten sich erst am folgenden Tage auf die Heimfahrt.

Arnold blieb bei dem Baron. Obgleich dieser dem Verwalter, den Knechten, Taglöhnern und Mägden es ernstlich untersagt hatte, etwas verlauten zu lassen über die Ankunft eines kursächsischen Deserteurs, so geschah dies dennoch, wie ja auch kaum zu vermeiden. Bald ging über den Vorfall allerlei Geschwätz in der Gegend herum.

3.

Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz-Merseburg war damals siebenundfünfzig Jahre alt. Zumeist residierte er im Schlosse zu Merseburg, wo er auch seine merkwürdige Baßgeigensammlung untergebracht hatte. In den Konzerten, welche er fast täglich veranstaltete, strich er stets selbst mit leidenschaftlicher Hingabe den Kontrabaß, oft auch in der Hofkirche, zuweilen mitten unter der Predigt, wenn ihm diese nämlich gar zu langweilig erschien.

Als der Baron v. Frantzius dem Herzog die Riesenbaßgeige als Geschenk überreichte, bezeigte sich der hohe Herr darüber ebenso erstaunt wie entzückt. „Sonderbar, daß ich nicht selbst schon auf eine solche geniale Idee geriet!“ rief er aus.

Richtig erreichte der schlaue Baron seinen Zweck dadurch; seine Wünsche wurden erfüllt; er behielt die vorteilhafte einträgliche Pachtung des großen schönen Domänenguts Lübbenau, auch erhielt er noch obendrein den Titel „Geheimer Kammerrat“.

Arnold Wenzel leitete in sachkundiger Weise die Aufstellung des Riesenintruments im Musiksaale des Schlosses zu Merseburg.

Seine Durchlaucht versuchte dann selbst darauf zu spielen. Es war ihm aber doch zu mühsam, längere Zeit den großen Bogen zu führen; auch erschien es für den etwas zu Schwindelanfällen geneigten, schon bejahrten fürstlichen Herrn zu gefährlich, oben auf der kleinen Treppe zu stehen, wie das ja geschehen mußte seitens des Virtuosen.

Auf seinen Wunsch stieg Arnold hinauf und spielte zur Probe. Der Herzog war auf das freudigste überrascht, ganz hingerissen von der Schönheit, Fülle und Stärke des Tones.

Er setzte sogleich für den folgenden Tag ein großes Hofkonzert an und bestimmte, daß Arnold dabei den großen Kontrabaß streichen solle. Serenissimus selbst wollte als Kapellmeister fungieren.

Der junge Mann hatte sich in der Stadt in einem Gasthause einlogiert. Er fühlte sich ziemlich sicher und ahnte nichts Arges. Unterdessen aber war an die militärische sowohl wie auch an die Polizeibehörde in Merseburg ein amtliches Schreiben der kursächsischen Militärbehörde gelangt, in welchem ersucht wurde, auf einen Deserteur, den Gardisten Arnold Wenzel, zu fahnden und ihn eventuell zu verhaften, um ihn dann demnächst auszuliefern. Die städtische Polizei war wirklich so findig, daß sie unverweilt den gesuchten Deserteur ermittelte. Zwei Polizisten erschienen Vormittags in dem kleinen Gasthause und verhafteten Arnold. Trotz seines Protestierens — indem er sich auf den Schutz des Herzogs berief, an dessen Hofkonzert er als Riesenkontrabaßvirtuose sich beteiligen solle, was man ihm aber nicht glaubte — wurde er ins Polizeigewahrsam gebracht, worauf man ein Schreiben an die kursächsische Militärbehörde erließ, des Inhalts, daß der Deserteur gefaßt sei und abgeholt werden könne.

„Nur die Riesenbaßgeige kann mich noch retten,“ dachte Arnold.

— — — — — — — — —

Zur bestimmten Zeit versammelten sich die Musiker der Hofkapelle im Schlosse. Nur der neue Riesenkontrabassist fehlte noch.

Der Herzog, außerordentlich geschäftig, fragte: „Wo ist denn der Wenzel?“

„Er ist noch nicht da, Durchlaucht,“ wurde ihm geantwortet.

Eine Viertelstunde verging, der Fehlende erschien aber immer noch nicht.

„Man schicke nach ihm,“ befahl ungeduldig der Herzog.

Nach einiger Zeit kehrte der Sendbote zurück und meldete: „Durchlaucht, Herr Wenzel ist heute morgen verhaftet worden.“

„Was Tausend! Weshalb?“

„Er soll ein desertierter kursächsischer Gardist sein.“

„Nun, meinetwegen, aber deshalb kann und muß er doch in meinem Konzert mitwirken, denn er allein ist auf das Spielen der Riesenbaßgeige eingeübt. Unverzüglich soll er hierher gebracht werden."

Dem Befehle wurde rasch Folge geleistet. Nach einer Weile erschien Arnold Wenzel im Musiksaale. Er gab dem hohen Herrn auf dessen Frage genaue Auskunft über den Sachverhalt.

„Zuerst das Wichtigste, nämlich unser Konzert," sagte der Herzog danach gnädig. „Das weitere findet sich. Damit Sie aber Ihr Bestes leisten, nicht etwa unsicher spielen wegen innerlicher Sorge und Bangigkeit, teile ich Ihnen jetzt schon mit, daß ich Sie beschützen werde. Ich liefere Sie nicht aus nach Kursachsen, und wenn mein Vetter, Kurfürst August, sich darüber ärgert, so ist mir das ganz einerlei."

Dann begann das Konzert und nahm einen vortrefflichen Verlauf. Der Riesenkontrabaß brummte das allertiefste Kontra-C noch viel kellertiefer, als die gewöhnlichen Baßgeigen das zu tun vermögen. Es hörte sich so wunderbar an, daß alle Zuhörer außer sich gerieten über solchen musikalischen Kunstgenuß.

Nach dem Konzerte sagte der vor Zufriedenheit strahlende Herzog zu Wenzel: „Ich engagiere Sie für meine Kapelle, besonders für die Riesenbaßgeige, die Sie fortan in Ordnung zu halten haben, ebenso wie meine anderen Baßgeigen, zu deren Konservator ich Sie ernenne. Es ist recht gut, daß Sie etwa nötige kleine Reparaturen gleich selbst vornehmen können, weil Sie ja ein gelernter Instrumentenmacher sind. Ich zahle Ihnen sechshundert Taler Jahresgehalt; übrigens werden Sie Gelegenheit finden zu erheblichem Nebenerwerb. Sind Sie damit einverstanden?"

Arnold bejahte mit freudigem Danke. „In Merseburg erblüht mir ganz unverhofft das Glück," dachte er. „Wie gut, daß der Baron v. Frantzius auf die seltsame Idee geriet, dem Herzog eine Riesenbaßgeige zu schenken!"

— — — — — — — — — —

Humoristisches.



In der Kunstausstellung.

Hm, ja . . . alles recht schön; aber wenn ich in einer modernen Kunstausstellung bin, so fällt mir vor manchen Bildern die „Lorelei" ein!

— Wieso die Lorelei?

Na: ich weiß nicht, was soll es bedeuten . . !



Schlau.

Erste Dame: Ich möchte gern radfahren, aber mein Mann kauft mir kein Rad.

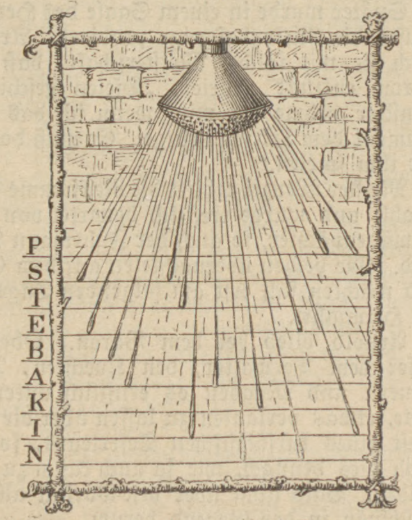
Zweite Dame: Aber bist du ungeschickt! Mach es doch wie ich und laß es dir vom Doktor verschreiben.

Zwei Tage darauf erschien in Merseburg ein kursächsischer Unteroffizier mit zwei Soldaten. Sie sollten den Deserteur holen. Es wurde ihnen mitgeteilt, daß der Herzog ihn nicht ausliefern wolle. Mit solcher Kunde zogen sie ab und meldeten es ihren Vorgesetzten. Die Militärbehörde meldete es dem Kurfürsten, der dann eigenhändig an den Herzog schrieb. Dieser aber antwortete, daß er den Deserteur Wenzel behalten müsse, da er ihn als Kontrabassisten gar zu notwendig brauche.

August der Starke nahm höflicherweise Rücksicht auf die musikalischen Schrullen des Baßgeigenvetters und ließ die Sache auf sich beruhen. Er befahl, daß die Untersuchung gegen Wenzel niedergeschlagen, und selbiger außer Verfolgung gesetzt werden solle.

Arnold meldete sein gutes Glück in die Heimat. Seine Braut kam zu ihm, und die Hochzeit fand statt. Im Dienst des Herzogs blieb er bis zu dessen Lebensende. Auch trieb er in vorteilhafter Weise Handel mit musikalischen Instrumenten. So lebte er viele Jahre in Merseburg glücklich und im gedeihlichsten Wohlstande.

Bilder-Rätsel „Die Dusche".



Die Auflösung ergibt den Namen eines berühmten Naturarztes. Auflösung folgt in Nr. 38.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 36:
Edel sein ist mehr als adlig sein.

Kapsel-Rätsel.

Steht in ihm ein altes Maß,
Das man schon beinah vergaß,
Dann ist es wohl in der Erden
Meist, um angefüllt zu werden
Mit so manchen Gegenständen,
Die man später will verwenden.

Eine Leiste gibt alsbald
Ihm ganz andere Gestalt,
Um Papier wohl zu verbinden,
Wird man sehr bewährt es finden.
Stellt ein Affe sich hinein,
Wird sogleich ein Mensch es sein.

Wenn des Babys Pflegerin
Tritt hinein und bleibt darin,
Dann ist's einer von den Räumen
Wo es mollig läßt sich träumen.
Doch ist Eile drin, so finden
Wir's als Wild in wald'gen Gründen.

Auflösung folgt in Nr. 38.

Auflösungen von Nr. 36:
des Palindroms: Leben, Nebel;
des Silben-Rätsels: Zugspitze.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.